

**Prof. Dr. em. Hermann Bausinger bei der Regional-Tafel der  
Bürgerinitiative pro Region Heilbronn-Franken e.V. am 12. Februar 2009 in Audi  
Forum Neckarsulm (es gilt das gesprochene Wort)**

Sehr geehrte Damen und Herren,

Heimat ist sicherlich kein Wort des Jahres. In diesen Zeiten der Krise stellt es eher ein Signal für einen Fluchtweg dar. Traum einer heilen Welt, der dem Bild einer verwirrenden Problemlandschaft gegenüber gestellt ist. Martin Walzer hat einmal geschrieben, dass Heimat der schönste Name für Zurückgebliebenheit sei. Man kann die Betonung auf „schön“ aber auch auf „zurückgeblieben“ legen. Jedenfalls ist mit Heimat an den Problemen der Gegenwart nicht viel zu machen. Heimat verweist nach rückwärts, es erscheint als Auslaufmodell. Insofern ist es vielleicht sinnvoll, dass ich diese Rede halte. Heimat gehört in die Gemütlichkeitsecke. Das ist so, aber Heimat ist auch eine Frage, ein Problem, eine Aufgabe. Und wenn von Region als Heimat die Rede ist, dann ist da die Zukunftsperspektive eingeschlossen. Ich habe vor kurzem in einer Zeitschrift eine schöne Karikatur gesehen. Da ist ein Schüler der sich an Einstein wendet, und zu ihm sagt: „Herr Professor Einstein, dass sind ja die selben Prüfungsaufgaben wie im letztem Jahr. Ja, sagt Professor Einstein, aber die Antworten sind nicht dieselben.“ So ähnlich ist es auch mit der Heimat. Sie hat sich nicht nur real verändert, auch die Perspektive auf Heimat verändert sich kontinuierlich. Heimat ist immer wieder neu definiert worden und muss immer wieder neu definiert werden. D.h. nicht, dass man die älteren Bestandteile abschneidet, die Dinge liegen komplizierter. In solchen Bereichen der Mentalitätsgeschichte heißt definieren nicht, dass das Überholte abgetrennt wird, um bei einer messerscharfen Bestimmung zu landen. Es gilt vielmehr, die Bedeutungsgeschichte aufzunehmen. Nicht aus Gründen der historischen Vollständigkeit, sondern weil die alten Bedeutungen meist in die Gegenwart hereinreichen. Ich frage also, welche geschichtlichen Elemente im Begriff Heimat aufgehoben sind, die man kennen muss, um sagen zu können, was Heimat heute noch bedeutet, was Heimat heute noch bedeuten kann? Das ist schon deshalb wichtig, weil man sonst an den bunten Fähnchen hängen bleibt, die heute manchmal im Zeichen der Heimat gehisst werden. Wenn irgendwo Heimattage ausgerufen werden, dann kommt es manchmal zu einer grellen Heimatinflation. Heimatvereine treten in Heimattrachten auf, Heimatkapellen spielen Heimatmusik, Heimatkünstler singen Heimatlieder, der Heimatsender strahlt einen Heimatumzug aus, in dem die Heimatgeschichte dargestellt wird, Heimatdichter tragen ihre Heimatgedichte in Heimatsprache vor und Heimatredner lassen im heimatlichen Hochgefühl ihre Heimatgedanken und ihre Heimatempfindungen ab. Das ist eine Massierung, die zu Allergien führt. Man kann dann eigentlich nur noch sagen: „Oh Heimatland...“. Und das ist nicht positiv gemeint. Ich will Sie nicht zu einer Geschichtsstunde verführen, aber ich will Ihnen einen kurzen Abriss durch die verschiedenen Stationen auf dem Bedeutungsweg von Heimat skizzieren.

**Das erste Stichwort: „Lebenswelt Heimat“.**

Wenn man etwa 200 Jahre oder noch etwas weiter zurückgeht, dann trifft man auf keinerlei wissenschaftliche Abhandlungen über Heimat, wohl aber auf medizinische Erörterungen über das Heimweh. Heimweh wurde als eine Krankheit betrachtet, eine Krankheit die Personen überfiel, die aus ihrer gewohnten Umgebung gerissen waren. Meistens Leute die vom Land in die Stadt kamen und die nicht nur darunter litten, sondern die sogar einen Ausweg suchten, die wieder heim wollten und dafür die verrücktesten und manchmal auch kriminelle Aktionen unternahmen.

Noch in der Dissertation von Jaspers, der nicht nur ein großer Philosoph sondern auch ein Psychiater war, gibt es eine Erzählung von einem Mädchen, das als Dienstmagd in eine Familie in der Stadt kam und das Kind dieses Ehepaares tötete. Dies in der Erwartung, dann nach Hause geschickt zu werden. Wenn diese Leute sich nach Hause, nach der Heimat sehnten, dann sehnten sie sich sicherlich nicht nach alten Trachten und nach Heimatliedern. Vielmehr nach dem Alltag, nach gewohnten Ritualen, vertrauten Personen, der bekannten Sprache, übrigens auch dem Essen. Die Mediziner haben in solchen Fällen immer wieder heimatliche Milch als Therapie empfohlen. Es ging also um die Lebenswelt, um die Totalität des Daseins. Man kann sagen, Heimat war gewissermaßen ein Name für die Alltagswelt.

### **Zweites Stichwort: „Kompensationsraum Heimat“.**

Heimweh und Heimat, diese Beziehung führt in ein vorindustrielles Spannungsfeld. Mit der Industrialisierung kam ein neues Konzept von Heimat auf. Was in einer späteren Phase als „die gute alte Zeit“ bezeichnet wurde, war eher eine Zeit eines gewaltigen Umbruchs. Die bürgerliche Gesellschaft des 19. Jahrhunderts nutzte die neuen technischen Möglichkeiten. Aber sie registrierte vor allen Dingen auch die Verluste. Was verloren zu gehen drohte, erfuhr eine beträchtliche Aufwertung. Mit der Industrialisierung ist die Entdeckung der Naturschönheit, die Entdeckung der Landschaft unmittelbar verbunden. Bis ins 19. Jahrhundert zielte die Heimatvorstellung auf einen geschützten umschlossenen Raum. Auf Wohnung, Haus, Gemeinde, die ummauerte Stadt. Jetzt sang man „Im schönsten Wiesengrunde“ und andere Heimatlieder. Die meisten bezogen auf Requisiten der Landschaft, die sentimental in diesen Liedern aufgereiht werden. Heimat wurde jedenfalls zu einer Gegenwelt der dominierenden Strukturen des industriellen Lebens. Heimat war nicht die Stadt sondern das Dorf. Heimat galt nicht den aufkommenden politischen und sozialen Formierungen sondern den traditionellen Gemeinschaften. Heimat war nicht bezogen auf neue urbane Umgangsformen sondern auf die traditionelle dörfliche Sitte. Dabei muss man allerdings feststellen, dass noch Mitte des 19. Jahrhunderts fast 90 Prozent der Bevölkerung in agrarischen Arbeitszusammenhängen standen. Aber der Akzent, der die Heimat und die Vorstellung von Heimat bestimmte, war doch recht einseitig.

### **Drittes Stichwort: „Wurzelboden Heimat“**

Schon im 19. Jahrhundert taucht in Dorfnovellen, in Traktaten und Predigten die Metapher der Verwurzelung auf, die dann später im Nationalsozialismus einen traurigen Höhepunkt in der Formel „Blut und Boden“ erreichte. Die Großstadt erlaubte keine Verwurzelungen. Die Bevölkerung in der Großstadt stand unter dem Gesetz der Entwurzelung. Das gilt nicht nur für die Vergangenheit. Vor 80 Jahren schrieb der Philosoph Eduard Spranger sein Büchlein vom Bildungswert der Heimatkunde. Das war für die ältere Lehrergeneration lange nach dem Krieg noch eine Pflichtlektüre und ist es zum Teil sogar heute noch. Darin ist vom Elend des Großstädtlers die Rede. Dieses Elend besteht darin, „dass er nicht mehr tief einwurzeln kann in den Boden und die umfangenden seelisch schützenden Kräfte des Bodens.“

### **Viertes Stichwort: „Völkische Heimat“**

Verstanden als Steigerung des Wurzelgedankens. Die Verpflichtung auf den Heimatboden nun im erweiterten nationalen Sinn. Verbunden mit der Ausgrenzung alles Fremden. Ansätze dazu gab es bereits in der Kaiserzeit und auch in der Weimarer Republik. Aber dann kam die fatale Steigerung im Nationalsozialismus mit einer unmenschlichen, mechanischen Ausrottung nicht nur des Fremdartigen, sondern der als fremd definierten Menschen.

### **Fünftes Stichwort: „Kulissenheimat“**

Das klingt schon an bei dem karikierten Hinweis auf Heimattage und Heimatfeste. Es gab um die Wende zum 20. Jahrhundert seriösere Reformbewegungen im Zeichen der Heimat. Der Schwäbische Heimatbund beispielsweise feiert in diesen Tagen sein 100-jähriges Bestehen. Wenn man sich die Statuten von damals ansieht, dann ist da die Rede von der Bändigung des Kapitalismus und davon, dass die Schaffung materieller Werte nicht dazu führen darf, geistige Werte aufzugeben. Das waren weitgesteckte Ziele, es blieb aber bei einer verhältnismäßig eingeschränkten Defensive. Oft wurde die Heimatpflege reduziert auf Heimatzeichen, Heimatsymbole, alte dörfliche Bräuche, alte Trachten und Fachwerkhäuser. Was hinter der folkloristischen Kulisse geschah, darauf hatte man keinen Einfluss. Diese Kulisse „Heimat“ kippte mehr und mehr ins niedliche und sentimentale, egal ob man da an die Heimatschnulzen und den Musikantenstadl oder an Gartenzwerge denkt.

Generell kann man sagen, dass all diese Einfärbungen von Heimat nicht völlig außer Kraft gesetzt sind. Was ich im Eildurchgang skizziert habe, ist kein belangloser Rückblick, sondern eine Erklärung des spannungsreichen Komplexes Heimat aus früheren Impulsen heraus. Der Begriff Heimat, die Vorstellung von Heimat war lange Zeit entweder ideologisch aufgeblasen oder aber einem Schrumpfungsprozess unterworfen. Und so ist es verständlich, dass unmittelbar nach dem Krieg der Versuch gemacht wurde, dieses Wort Heimat im historischen Wörterbuch zu entsorgen. Aber damit wäre das Problem nicht beseitigt gewesen und ich meine auch, dass Karl Krauss recht hat mit seiner Bemerkung, dass es besser sei mit alten Worten neues, als mit neuen Altes zu sagen. Und neu war die Vorstellung, dass Heimat zur ursprünglichen Totalität zurückgeführt werden muss. Dabei war klar, dass es sich um eine andere Totalität handelt, als bei den Heimwehkranken vor 100 oder 200 Jahren. Man sieht neuerdings das Problem Heimat und betont die Aufgabe, Orte, Regionen, Länder zur Heimat zu machen. Heimat zu gestalten, ist eine Aufgabe, die mit der Ausschmückung mit vermeintlichen Heimatsymbolen und mit Heimatkulissen nicht mehr zu bewerkstelligen ist. Vielmehr erfordert diese Aufgabe kulturelle und gesellschaftliche Anstrengungen auf vielen Feldern. Der Einspruch gegen diese Anstrengungen kommt neuerdings übrigens weniger aus der konservativen Ecke, also dort wo Heimat vorwiegend als Heimatmuseum verstanden wird, sondern aus der entgegengesetzten Richtung, aus der modernen Position. Heimat, so sagen manche fortschrittlichen Kritiker, sei nur eine fragwürdige Überhöhung, manchmal eine Sakralisierung einer zufälligen Platzierung in der Welt. Der Kommunikationsphilosoph Wilhelm Flusser sagte, dass er keine Heimat brauche, er habe und finde Freunde auf der ganzen Welt. Das klingt nach einer Jetset-Attitüde. Aber kürzlich äußerte Karl Schönle, ein nüchterner Historiker, dass unsere Erde inzwischen der Planet der Nomaden sei. Ein Journalist formulierte lakonisch, dass stabile Koffer heute wichtiger seien als Heimat.

Man muss sich tatsächlich fragen, ob nicht all die Heimatseligen und Heimatsüchtigen an den biedereren Schwaben erinnern, der in ein Geschäft kam um einen Globus zu kaufen. Er war jedoch mit all den Globussen unzufrieden und meinte schließlich, er habe eigentlich mehr an einen Globus von Baden-Württemberg gedacht. Man muss fragen, wie sich das Verhältnis von Globalisierung und Heimat, von Ferne und Nähe wirklich darstellt. Auf den ersten Blick sind die Gewichtsverhältnisse eindeutig. Heimat und Globalität, das ist wie SC Amorbach gegen Real Madrid, und da gibt es höchstens ein Benefizspiel in der Faschingszeit. Sonst ist das kaum möglich.

Aber, so muss man hinzufügen, für Amorbach und wahrscheinlich auch für Neckarsulm ist der SC wahrscheinlich wichtiger als Real. Und außerdem funktioniert die Kontrastierung nicht ganz. Sieht man sich den SC Amorbach aus der Nähe an, ich habe das eigentlich nur im Internet gemacht, dann trifft man auf eine große Abteilung Aikido und das ist nicht etwas, was Turnvater Jahn erfunden hat. Die Spieler und Funktionäre tragen zum Teil türkische, griechische und andere exotische Namen. Überall ist es so und das erscheint mir ein erfreuliches Faktum. Wer Heimat als autarkes Gebilde versteht, ist auf dem Holzweg. Überall gibt es globale, richtiger vielleicht, internationale Einflüsse. Das ist bemerkbar in jedem Supermarkt. Dort etwa werden die weltweiten Handelsbeziehungen sichtbar, auch wenn das von den Menschen normalerweise gar nicht mehr registriert wird. Aber auch das Verhalten der Menschen richtet sich nicht mehr grundsätzlich an den heimatlichen Grenzen und heimatlichen Normen aus. Wir haben heute bekanntlich eine Gesellschaft mit einem sehr hohen Mobilitätsgrad. Das heißt sicherlich nicht, dass es früher keinerlei Bewegung gegeben hätte. Für die meisten Menschen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein galt aber der feste Horizont ihres Dorfs oder ihrer Stadt. Selbst wenn sie unterwegs waren, wie etwa die Handwerksgesellen, war die Rückkehr in die Heimat und die Einfügung in die heimatlichen Normen die Regel. Erst in den letzten Jahrzehnten ist es üblich geworden, dass sich Heimat pluralisiert. Der bayerische Kabarettist und Humorist Gerhard Polt hat einmal gesagt, der sicherste Hinweis auf heimatliche Gefühle sei heute der Bausparvertrag für die Zweitwohnung im Tessin. Das war eine Kritik an den begüterten Menschen, die der Heimat ausweichen. Aber es ist heute durchaus verbreitet, dass jemand zwei oder mehr Heimaten hat. Der Plural geht zwar noch schwer über die Lippen aber es ist so, entweder freiwillig oder erzwungen durch die Arbeitsmobilität. Und es gibt sogar viele Fälle, in denen die Heimatbindung ein sehr komplexes Beziehungs- und Kommunikationsnetz ist. Ich frage mich, warum man nicht auch bei Heimat von Patch-Work(-Heimat) reden kann. Diese Öffnung von einst engen Horizonten lehrt uns, Heimat nicht mehr zu stark zu definieren. Aber es ändert nichts an der Aufgabe, in einem Ort oder in einer Region heimatliche Bedingungen herzustellen, also Heimat zu schaffen.

Ich möchte versuchen, zu dieser Aufgabe in der Region und zu den Chancen einige Bemerkungen zu machen, wobei ich allerdings das Gefühl habe, dass ich wahrscheinlich offene Türen einrenne. Das ist für mich unangenehm, spricht aber für die Bürgerinitiative pro Region Heilbronn-Franken e.V., für ihre Perspektiven und ihre Erfolge. In den schriftlichen Äußerungen zu dieser Region Heilbronn-Franken wird immer wieder als Problem herausgestellt, dass diese Region ja auf dem Reißbrett entstanden sei und es sich um ein ausgesprochen heterogenes Gebilde handle. Ich möchte dem mit dem Hinweis begegnen, dass das eine Normalität ist. In der politischen Rhetorik spielt die Gegenüberstellung von gewachsenen und konstruierten Räumen eine große Rolle. Aber der historische Rückblick relativiert diesen Gegensatz. Die Kennzeichnung „gewachsen“ und „natürlich“ wird in vielen Fällen dort angewandt, wo es sich um ältere Konstrukte handelt, an die man sich gewöhnt hat und bei denen der Geruch politischer Zwangsuntersetzung nicht mehr vorhanden ist. Die Verschiebung von Herrschafts- und Verwaltungsgrenzen früherer Zeiten, die Herausbildung von Territorien in früheren Jahrhunderten hat für die Bewohner eine empfindliche Beeinflussung und oft Beeinträchtigung bedeutet. Heute aber sind es nicht selten diese territorialen Gebilde, die als gewachsene Räume einer positiven Bewertung unterliegen. Und was die Heterogenität angeht, so sehe ich darin keine Hypothek, sondern ein Kapital.

Der amerikanische Soziologe Richard Sennett hat einmal gesagt, dass eine Stadt aus unterschiedlichen Arten von Menschen bestehe, ähnliche Menschen bringen keine Stadt zuwege. Und ich denke, dass gilt auch für größere gemischte Räume. Ich bin überzeugt, dass die Region Heilbronn-Franken zwar ihre Last mit ihrer Heterogenität trägt, dass sie aber letztlich auch davon profitiert von der großen kulturellen und ökonomischen Spannweite, die von der Agrarwirtschaft bis zur Hochtechnologie reicht. Dazu kommt, dass Homogenität ja von vornherein langweilig ist. Ich bin ferner der Meinung, dass Auseinandersetzung im heterogenen Raum als Kit fungieren kann. Die Unterschiede, auch historischer Herkunft und Traditionen, erleichtern paradoxerweise einen Zusammenschluss und die Zusammengehörigkeit. Wir haben im Südwesten mit dem Land Baden-Württemberg ein interessantes Exempel vor Augen. Wenn sich zwei einheitliche Blöcke gegenübergestanden hätten, also etwa ein einheitliches katholisches Baden und ein einheitliches evangelisches Württemberg, dann wäre die Vereinigung von Baden-Württemberg weit schwieriger gewesen. Da aber viele Traditionsräume mit ganz unterschiedlicher Prägung zusammenkamen, ist die Einheit nach anfänglichen Schwierigkeiten durchaus gelungen und die Gegensätze haben sich auf harmlose Folklore, etwa auf die badischen Schwabenwitze und ähnliches zurückgezogen. Am Anfang gab es ja ziemlich herbe und aggressive Parolen wie etwa „lieber russisch als Südwest-Staat“ oder „Die Barriere der Schwarzwaldberge schirmt uns gegen den Osten ab“ und Osten war Württemberg. Allerdings gab es diese Parolen mehr im südlichen Baden, während hier im Norden der Austausch schon in früherer Zeit sehr viel stärker war. Ich erinnere an diesen Vorgang auch deshalb, weil ja auch in dieser Region ehemals badische Gebiete eingegliedert sind, wie etwa um Wertheim, Taubertschloßheim oder Eppingen usw. Aber diese Gebiete waren eben nicht nur badisch sondern würzburgisch, mainzisch, kurpfälzisch, löwensteinisch, ritterschaftlich und im württembergischen Teil gab es die gleiche historische Untergliederung und Buntheit. Kultur aber lebt von solcher Buntheit. In der Region wird Kultur als weicher Standortfaktor verstanden, als heimatlicher Standortfaktor wie man sagen könnte. Kultur und Heimat gehören eng zusammen. Dabei ist weder der Kultur noch der Heimatbegriff eng zu fassen. Im Sonderheft Juni 2008 der Zeitschrift **pro** ist eine Bilderserie mit dem Titel „Schönheit auf den zweiten Blick“ zu sehen. Dort ist neben der Kunsthalle Würth, dem Schloss Weikersheim dem Kloster Schöntal und anderen kulturellen Höhepunkten auch ein Bild mit Schwäbisch-Hällischen Schweinen zu sehen. Dass ist gut so, nicht nur weil die eigentümliche flächige Färbung dieser Sauen wie eine reizvolle künstlerische Nationalflagge erscheint, sondern weil so das Alltägliche in die Kultur einbezogen wird, hier also die Agrarkultur, der man ja diesen Begriff Kultur überhaupt verdankt. Wichtig ist aber auch, dass Kultur immer auf die ganze Region bezogen wird und hier scheint es mir ein glücklicher Umstand, dass der deutsche Südwesten durchwirkt ist von Zentralorten, eine Folge der Zersplitterung vor der Napoleonischen Zeit. Wir haben viel kleine und mittlere Städte, die ein kulturelles Profil entwickelt haben und die eine gewisse kommunale Autarkie garantieren und auch den Austausch in der weiteren Region möglich und lohnend machen. Mit einem gewissen Recht kann man sicherlich Heimat als Gegengewicht, als ruhiges Kontrastprogramm zur Dynamisierungstendenz der Globalisierung verstehen. Roman Herzog hat, ich glaube es war in seiner Präsidentenzeit, eine an bayerische Verhältnisse orientierte Formel dafür entwickelt: „Laptop und Lederhose“. Diese Formulierung hat Schule gemacht. Günther Oettinger hat sehr schnell nachgezogen und von „Biotechnik und Bollenhut“ gesprochen. In Niedersachsen habe ich von „Hightech und Heidschnucken“ gehört. Der kälteströmenden Expansion wird so mit einem regionalen Wärmestrom begegnet. Wobei man allerdings streiten kann, ob Folklore wirklich als Gegenposition ausreichend ist.

Außerdem muss man bedenken, dass die Bereiche globaler Ökonomie und regionalem Alltag ja nicht nur Gegensätze sind. In der Globalisierungsdebatte schwärmte man zeitweise von gänzlich ungebundenen Unternehmen. Die globale Ausdehnungsmöglichkeit schien ortlose Aktivitäten zu erlauben. Bald aber merkte man, dass die Fähigkeit des Fliegens Start- und Landeplätze voraussetzt. Weniger metaphorisch gesprochen, dass die jeweiligen Basisbedingungen zu bedenken sind. Es ist klar, dass die Menschen, mit denen es die Wirtschaft zu tun hat, egal ob Arbeitskräfte oder Manager oder auch Kunden, keine beliebig auswechselbaren Größen sind, sondern dass sie in bestimmten kulturellen Zusammenhängen stehen, dass sie unter bestimmten heimatlichen Bedingungen leben, die ins wirtschaftliche Kalkül einbezogen werden müssen. Ich bin meiner Sache nicht ganz sicher, aber ich glaube mich zu erinnern, dass vor etwas mehr als zwei Jahrzehnten Audi NSU dafür ein gutes Beispiel lieferte. Damals war die Verlagerung großer Produktions- und Geschäftsbereiche geplant. Es entstand ein gewisser Aufstand in der Belegschaft. Die Presse hat den Arbeitern und Angestellten in Neckarsulm damals mangelnde Flexibilität vorgeworfen und vielleicht war das auch so. Aber wenn man nach den Gründen für den Widerstand fragte, dann traf man auf ein Geflecht aus materiellen Interessen und kulturellen Bindungen, Familie und Verwandtschaft, Haus und Garten, Nachbarn und Bekannte, Schule und Kindergarten, Stammtisch und Gesangsverein, Spaziergänge und Wanderwege. Eigentlich eher unpathetische Alltäglichkeit. Aber eine Vielzahl von Möglichkeiten, die man eigentlich unter dem Begriff Heimat zusammenfassen kann. Trotz dieser Bindekraft ist aber die Heimat nicht nur Rückzugsort, die Region ist auch Tor zur Welt. Dabei ist daran zu erinnern, dass damit nicht unbedingt ein Einbahnverkehr anvisiert ist. Tor zur Welt, das lässt zunächst Öffnungen assoziieren, die Region als substantieller Ausgangspunkt und Startplatz für weit reichende Aktivitäten. In dieser Region Heilbronn-Franken, die eine Basis für eine erstaunliche Zahl von Weltmarktführern darstellt, muss das nicht betont werden. Aber als ich das Thema formulierte, da dachte ich auch an die umgekehrte Richtung. Der Heimatgedanke, darauf komme ich jetzt noch einmal zurück, war lange mit der Vorstellung von in sich geschlossenen Einheiten verknüpft. In der jetzigen Situation dagegen erscheint es unmöglich, dass Fremdes ausgeschlossen wird, vielmehr muss es in die Heimat integriert werden. Simone Veil, eine französische Emigrantin, hat mitten im Krieg ein Buch geschrieben mit dem Titel „Die Einwurzelung“. Mir ist aufgefallen, dass dieser Begriff Einwurzelung bei uns, abgesehen von den Gärtnereibetrieben, eigentlich nicht üblich ist, dagegen ist immer viel von Verwurzelung die Rede. In unserer nomadischen Zeit kommt es aber vielleicht mehr noch auf das Einwurzeln an. Vielleicht sollte man sich auch von diesem Wurzelbild überhaupt verabschieden. Menschen sind schließlich keine Bäume. Ein gebildeter hohenloherischer Bauer, ich möchte fast behaupten, dass es die in der Form fast nur hier gibt, hat es scherzhaft in einem Gedicht beim Anblick eines Alemannengrabes zum Ausdruck gebracht: „Dich als ersten alter tote Schwab, senkte Deine Sippe ganz hinab, in die Erde die dich trug, drin Dein Same Wurzeln schlug, und es wurde Heimat um Dein Grab, und fortan keimt Dein Same, in manch muldtiefer versippter Dame, den auch die Schwäbin trieb es gern, auch mit ganz wurzellosen Herrn, den Mann ist Mann, weiß Schwabe Brecht, den Schwäbinnen war es so recht, von Rassen war noch nicht die Rede, mit Gustav Adolf kam der Schwede, viel früher Römer und Karthager, auch Türken fanden weiche Lager und Karl der Spanier ritt durchs Land, arg wichtig, doch nicht impotent. Vom Schwabengen der alten Wurzel, wird nicht mehr viel nach dem Gepurzel, das Darwin dann gerecht sie werde, trieb neues aus die Heimaterde, der Kampf ums Dasein, ward auch ....und so entstand der Hohenloher.“

Gefragt sind humane Voraussetzungen, die ein Einleben und nicht unbedingt ein Einwurzeln erlauben. Und ich glaube, wir sind auf dem Weg dorthin. Das Wort Alteingesessenen, hat ein wenig von seinem Glanz verloren. Es erinnert nicht mehr unbedingt an einen hehren Stammbaum sondern manchmal schon an eine Delle im Sofakissen. Früher hat man Kapital aus der Immobilität der Vorfahren geschlagen. Man musste von hier sein, wenn man Einfluss geltend machen wollte. Jetzt gibt es zwar immer noch abgeschlossene Kreise von Honoratioren aber wir haben doch eine sehr viel offenere Gesellschaft. Man gehört nicht dazu, weil die Vorfahren schon viele Jahrhunderte am Ort sind. Man gehört dazu, wenn man mit anpackt, wenn man sich der lokalen Dinge auch jenseits des eigenen Gartenzauns annimmt.

Meine Damen und Herren, bei der Vorbereitung dieses kleinen Referats musste ich der Versuchung widerstehen, einfach eine Laudatio auf die Region Heilbronn-Franken und auf die Bürgerinitiative pro Region Heilbronn-Franken e.V. zu halten. Ich war und bin beeindruckt von der kulturellen Substanz und Vielfalt, von der spannungsreichen Kombination aus kreativem Eigensinn, in der Aufklärungszeit sagte man dazu Lokalvernunft, und Weltoffenheit, die hier Wirtschaft wie Kultur bestimmt. Ich habe mit Bewunderung auf das große Potential gesehen, auf die vielfältigen Aktivitäten und Aktivierungsstrategien, die vielen Stiftungen, die festlichen Veranstaltungen – diese Regional-Tafel gehört dazu. Aber auch an das Magazin **pro** für die Region Heilbronn-Franken. Ich zweifle, ob es eine andere Region gibt, die ein so lebendiges Presseorgan auf die Beine gestellt und kontinuierlich fortgeführt hat. Und ich bin auch beeindruckt, von dem was im Titel des Magazins **pro** zum Ausdruck kommt. Das ist der Blick nach Vorne, das Bekenntnis zum Konstruktiven, dass auch gerade in der Krise notwendig ist. Nach soviel konzentriert gefasstem Lob ist vielleicht ein kleiner Schlenker der Kritik erlaubt, der sich an die Wurzelüberlegungen anschließt. Ich habe die Teilnehmerliste der Tafel gelesen und ich habe auch hier eine eindrucksvolle Aufzählung vorgefunden. Verschiedene Herkunftslandschaften, verschiedene Berufe, verschiedene Funktionen. Was ich nicht entdeckt habe, sind türkische oder auch chinesische, russische, spanische und indische Namen – darin unterscheidet sich die Tafel vom SC Amorbach.

Ich weiß, dass heute überall „Obama-Effekte“ angemahnt werden, so dramatisch ist es nicht gemeint, es ist eine schlichte Feststellung. Und ich will mit diesem Verfremdungsversuch auch nicht in Frage stellen, dass Heimat und Region auch ein legitimer Ort für das eigene, das traditionelle, das gewohnte ist. Mir ist bei der Gelegenheit die Geschichte von den drei Friseuren in New York durch den Kopf gegangen, auch wenn das mit dieser Region nur indirekt zu tun. In einer New Yorker Straße haben drei Friseure gearbeitet und einer hatte eines Tages in sein Schaufenster ein Schild gestellt: „Der beste Friseur der Welt“. Der zweite Friseur wollte das überbieten und hat geschrieben: „Der beste Friseur von New York“. Und auch der dritte Friseur hat ein Plakat gemalt und in sein Schaufenster gestellt: „Der beste Friseur dieser Straße“. Das ist ein Beispiel dafür, dass die Nähe mitunter triumphiert, auch über das Ferne.

Heimat, meine Damen und Herren, ist ein Problem. Aber es ist nicht nur ein Problem, Heimat ist auch der Ort und der Raum, in dem man sich auf selbstverständliche Art bewegen kann. „Where I hang my head“, sagen die Amerikaner, die auch Heimat haben, obwohl das oft bestritten wird. Hier in Deutschland sagt man gelegentlich, Heimat ist dort, wo ich anschreiben lassen kann.

Eine besonders schöne Definition von Heimat stammt von dem badischen Dichter Harald Wurst, der folgende Verse geschrieben hat: „Heimat ist dort, wo einen die Leute so gut verstehen, dass man manchmal schon beim Schwätzen merkt, es wär besser gewesen, man hätte das Maul gehalten.“

In diesem Sinne bedanke ich mich.